

zugleich ein zentraler cusanischer Terminus ist (*complicatio*–Einfaltung; *explicatio*–Ausfaltung). Hier wäre weiteres Nachforschen angezeigt.

Einen eigenen Abschnitt widmet H. der Beziehung Fs zu S. L. Frank (204 f.). Haney's Frage in bezug auf Frank, wie das Unergründliche „denkbar“ sein könne, wenn es doch nicht „begreifbar“ sei, ist nicht im Sinne Franks. Das All-eine-Sein als solches ist Frank zufolge nicht zu „denken“; wohl aber ist es im Endlichen anwesend und erfahrbar. Frank unterscheidet das „verstehende Erfahren“ (oder „lebendige Wissen“) vom Denken, das in Urteilen geschieht, die der Logik gehorchen. Weil das „verstehende Erfahren“ nicht auf das denkende Erkennen zurückgeführt werden kann und dieses jenem immer nur nachfolgt, können die logische Erkenntnisweise und die metalogische Erfahrung bei Frank nicht sinnvoll „komplementär“ oder „Synthese“ genannt werden. Für Frank ist jede Urteilsbildung, die selbstverständlich möglich ist, der Erfahrung immer nur mehr oder weniger adäquat. (S. 205 zitiert H. die im entscheidenden Punkt sinnwidrige deutsche Übersetzung Franks. Es muß heißen: „... zwischen und über diesen beiden logisch *un*verbundenen und nicht verbindbaren Urteilen“, und nicht: „... zwischen und über diesen beiden logisch verbundenen und nicht verbindbaren Urteilen“). Leider beschränkt H. sich beim Vergleich Fs mit Frank auf dessen Religionsphilosophie und geht nicht auf seine Erkenntnislehre (1915) ein, in der mehrmals auch G. Cantor erwähnt wird; das hätte dem Vergleich beider Denker noch mehr Profil verliehen.

H. steht dem Werk Fs keineswegs in blinder Verehrung gegenüber. Er kennt die Einwände, die schon von Fs Zeitgenossen und von heutigen Lesern vorgebracht werden. Daß er mit seiner Darstellung auch um Verständnis für Fs Denkbewegungen wirbt, macht sie sympathisch. In wichtigen Abschnitten aber hätte sich der Rez. doch mehr kritischen Biß gewünscht. Dafür bietet Fs Denken mehr als in einem Punkt Anlaß. So in seiner Auffassung von der Seins- und Wesenserkenntnis, in seiner Auffassung, daß Wahrheit „widersprüchlich“ sei. Eine kritische Erörterung, wie die „Komplementarität“ (228) sich zum Primat der Diskontinuität und Antinomie verhält, wäre interessant gewesen. H. selbst macht auf „naturalistische“ Momente in Fs Anthropologie und weiter auf das Fehlen einer Freiheitsbegründung aufmerksam („Willensfreiheit im eigentlichen Sinne gibt es nicht“, 249 f.). Auch kennt F., wie H. im Zusammenhang mit Fs Ablehnung der Renaissancekultur feststellt, nicht „das wirkliche Subjekt trotz allem Nachdenken über die tätige Partizipation“ (254). Das aber reicht ins Mark eines Denkens, das personalistisch sein will und bestrebt ist, „Religion“ zu erneuern! Schließlich drängt der von H. eindrucksvoll erbrachte Nachweis der starken Rolle der mathematisch-naturwissenschaftlichen Denkmuster bei F. die Frage auf, ob Philosophie und Theologie durch diese Rezeption tatsächlich etwas gewonnen haben.

Ausdrücklich hingewiesen werden soll noch auf die beiden Bde. mit den „Materialien zu Pavel Florenskij“. Der erste davon, *Appendix 1*, enthält Beiträge zum Denken Fs (W. Ullmann, R. Goldt, T. Gut, F. Haney) und Einschätzungen seiner Person (V. Fedorov; J. Schelhas, P. V. Florenskij). Der *Appendix 2* enthält im wesentlichen Materialien und Kommentare zu Fs Stellung zu den Juden auf dem Hintergrund des Gerichtsverfahrens über den angeblichen Ritualmord durch einen Kiewer Juden (R. Grübel, M. Hagemeister, V. Rozanov, W. Ullmann, H. Kuße), ferner einen Beitrag über Fs Beziehung zu Goethe (B. Heithecker).  
P. EHLEN S. J.

ICH BIN WAS ICH BIN. Frauen neben großen Theologen und Religionsphilosophen des 20. Jahrhunderts. Herausgegeben von *Esther Röhr* (Gütersloher Taschenbücher; 549). Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2001. 272 S., ISBN 3-579-00549-9.

Diese Taschenbuch-Ausgabe enthält acht Porträts von Frauengestalten und damit eine Auswahl aus den zwölf, die die gleichnamige Ausgabe von 1997 vorgestellt hatte. Es sind Frauen, die Jahre oder Jahrzehnte „neben“ den folgenden evangelischen Theologen lebten: die Ehefrau Julia von Fritz von Bodelschwingh, Albert Schweitzers Ehefrau Helene, Paul Tillichs Ehefrauen Greti und Hannah, Friedrich Heilers Frau Anne Marie und Dietrich Bonhoeffers Verlobte Maria von Wedemeyer, sowie Paula Buber, Ehefrau des jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber, und die „Meisterschülerin“ (11) des Alttestamentlers Hermann Gunkels Hedwig Jahnow. In der Taschenbuchausgabe fehlen

die Porträts von Clara Ragaz (Ehefrau von Leonhard Ragaz), Nelly Barth und Charlotte von Kirschbaum, die Ehefrau bzw. Mitarbeiterin Karl Barths, und Doreen Potter, Philipp Potters Ehefrau. Den Reiz des Buches macht es aus, durch die Porträts (im Umfang von 22–39 Seiten) Frauen „im Schatten“ dieser Männer zu beleuchten und damit gleichzeitig berühmte Theologen oder Religionsphilosophen durch sie von einer weitgehend unbekanntem Seite kennenzulernen. Hier zeigt sich der Gewinn, den historische Frauenforschung auch sonst bieten kann: Läßt man sich auf die Perspektive der Frau ein, so treten auch neue Einsichten über die Geschichte, über die beteiligten Männer zutage, und man erhält ein breiteres Bild. – Jedes Porträt wird abgeschlossen durch eine (hilfreiche) Zeittafel für die jeweilige Gestalt. Unpubliziertes Quellenmaterial konnte verwendet werden für das Porträt von Hedwig Jahnou, Greti und Hannah Tillich, von Anne Marie Heiler und Maria von Wedemeyer.

Der Titel „Ich bin was ich bin“ deutet auf eine Spannung: Wie hält sich die Eigenart der jeweiligen Frau im Gegenüber zu ihrem berühmten Mann durch, wie weit kommt sie zur Erfüllung, wieviel verdankt der Mann der Frau und umgekehrt. Im Vorwort heißt es: „Der Dissens aber ist das leitende Eingeständnis dieses Buches“ (12). Die einzelnen Porträts sind eine spannende, aber auch bewegende Lektüre. Es berührt an so manchen Stellen schmerzhaft, wenn man sieht, wie die Spannungen zwischen einer eigentlich immer sehr eigenständigen Frau und einem berühmten Mann zu Brüchen führten (Tillich, Schweitzer). Manches ist bedrückend zu lesen – vielleicht liegt es an der Auswahl. Auffallend viele Frauen hatten ein distanzierendes Verhältnis zur Religion (besonders Hannah Tillich, die nach ihrer Konfirmation nie mehr zur Kirche ging). Auffallend auch, daß Tillich ohne weiteres eine Dreiecksbeziehung hinnehmen konnte (bei seinen beiden Ehe-Frauen), Ähnliches gilt für die Dreiecksbeziehung, in der Karl Barth mehr als 30 Jahre lebte. Geglückt scheint die Partnerschaft am stärksten wohl bei den Familien Heiler und Buber. Bei beiden wird deutlich, wieviel die Eheleute auch inhaltlich zusammenarbeiteten. Das soll nun nicht heißen, daß in den anderen Fällen keine gegenseitige Wirkung aufscheint; im Gegenteil, gerade der Anteil der Frauen am Durchbruch oder Wirken ihrer jeweiligen Männer läßt sich nun besser erahnen. Aber Paula Buber etwa konnte beides verbinden: eine echte Mitarbeiterin am Werk ihres Mannes zu sein (die berühmten chassidischen Erzählungen sind ein Gemeinschaftswerk) und dabei eine Frau, die selbst ein eigenständiges literarisches Werk hinterlassen hat (unter dem männlichen Pseudonym Georg Munk). Erkennbar wird auch ihr Anteil am Werk Bubers. Aber sie, „unbeirrbar im Grunde ihres Wesens“ (69), die ein „leidenschaftliches Leben“ (56) führte, ist als Katholikin sehr früh Jüdin geworden, d. h. Philozionistin, wie sie sich selbst nennt, und die Emigration mit ihrem Mann führt nach Israel, wo ihr jedoch die Sprache immer fremd geblieben ist.

Mit diesen Porträts wird eine erste Annäherung an die betreffende Persönlichkeit geboten, die öfter den „Hunger nach mehr“ bzw. überhaupt das Interesse erst weckte. Offene Fragen blieben, z. T. bedingt dadurch, daß nur bestimmte Zeitspannen im Leben der betreffenden Frauen ausgeleuchtet wurden (was machte etwa Julia von Bodelschwingh nach dem Tode ihres Mannes, oder Helene Schweitzer in all den Jahren der Trennung von ihrem Mann) oder neu sich ergebende Aspekte einer Untersuchung bedürften; möglicherweise ließ der begrenzte Umfang mehr nicht zu (zufriedenstellend, abgerundeter in dieser Hinsicht wirkt am ehesten das Porträt Wedemeyer). – Einige Fragen an die Formulierung: Ist es angemessen, die Gemeinschaft in Finkenwalde unter Bonhoeffers Führung als „männerbündische Gesellschaft“ (233) zu bezeichnen? „Theologie ist immer totalitär“ (9)? „Gottesmänner“ (12) – das mutet als journalistischer Stil an, nicht aus der Innenperspektive formuliert.

T. HAINTHALER

STORIA DEL CONCILIO VATICANO II. VOL. IV: La chiesa come comunione. Il terzo periodo e la terza intersessione settembre 1964 – settembre 1965. Diretta da *Giuseppe Alberigo*. Bologna: Il Mulino 1999. 706 S., ISBN 88-15-07285-3.

Die dritte Periode des 2. Vatikanums sollte die stürmischste von allen werden. Einerseits erbrachte sie die Verabschiedung der Kirchenkonstitution „Lumen gentium“, des Ökumenismus-Dekrets „Unitatis Redintegratio“ sowie des Dekrets über die Ostkirchen, andererseits eine weitere Zuspitzung der Gegensätze und am Schluß die schwer-